

Deutsche Unis verlieren Kampf um Top-Ökonomen

Zwei der produktivsten Nachwuchsforscher verlassen gleichzeitig das Land

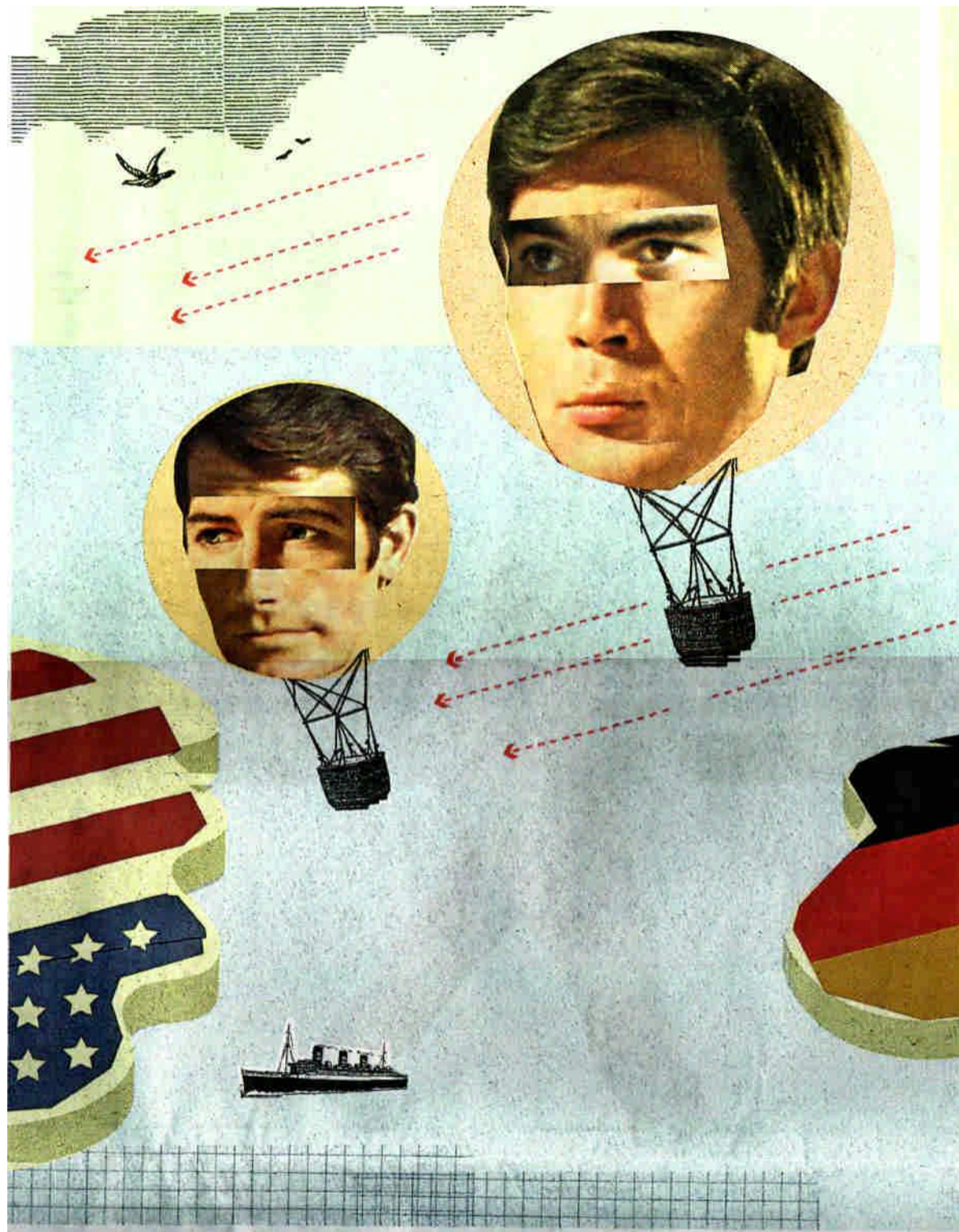
OLAF STORBECK | DÜSSELDORF

Der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung in Deutschland droht ein langsames Ausbluten. Trotz starker Anstrengungen haben auch renommierte Fakultäten des Landes immer größere Probleme, junge Spitzenökonomien zu halten. „Die besten deutschen Nachwuchswissenschaftler gehen zunehmend ins Ausland“, warnt Martin Hellwig, Direktor des Max-Planck-Instituts zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern in Bonn. „Dieser Brain-Drain ist ein Alarmsignal.“

Ein Schlaglicht auf das Problem wirft die Entscheidung der Makroökonom Dirk Krüger (Uni Frankfurt) und Felix Kübler (Uni Mannheim), Deutschland in Richtung USA zu verlassen. Die an amerikanischen Elite-Universitäten ausgebildeten Professoren, die beide 36 Jahre alt sind, waren erst vor zwei Jahren nach Deutschland zurückgekehrt. Mit ihnen verliert die deutsche Wirtschaftswissenschaft zwei der größten Talente, deren Entscheidung für Deutschland 2004 als großes Hoffnungszeichen gefeiert worden war. Krüger und Kübler gehören zu den derzeit produktivsten deutschen Wirtschaftswissenschaftlern und haben in den vergangenen Jahren - zum Teil gemeinsam - Aufsätze in den weltweit angesehensten Fachzeitschriften wie dem „American Economic Review“ und dem „Review of Economic Studies“ veröffentlicht.

Verkrustetes Hochschulsystem

„Für die deutsche Wirtschaftswissenschaft ist der Weggang von Krüger und Kübler ein enormer Verlust“, sagt Harald Uhlig, Professor an der Berliner Humboldt-Uni und Deutschlands führender Makroökonom. „Wir schmoren ohnehin viel zu viel im eigenen Saft und sind auf Wissensinfusionen von außen angewiesen.“ Doch die verkrustete deutsche Universitätslandschaft ist für im Ausland tätige Top-Forscher in den seltensten Fällen attraktiv - und die besten Deutschen gehen lieber ins Ausland. Ein Internet-Forum für deutsche Auslandsökonomien, das Uhlig betreibt, listet mehr als 80 Wissenschaftler auf, die ihre Heimat verlassen haben - viele arbeiten bei Top-Adressen wie Stanford, Yale, Harvard oder dem MIT. Krüger und Kübler gehen beide an die University of Pennsylvania, die auf dem Gebiet der Makroökonomie zur amerikanischen Top 10 gehört. „Frankfurt ist für Makroökonomie eine der besten Adressen in Deutschland. International reicht das aber nicht für einen Platz unter in der Top 50“, sagt Krüger, der im Januar aus Frankfurt in die USA zieht. Geld habe bei seiner Entscheidung keine Rolle gespielt, betont er. „Frankfurt hat ein sehr gutes Gegenangebot gemacht.“ Hauptgrund für den Wechsel sei das wesentlich bessere akademische Umfeld in den USA. „Wenn ich im Konzert der großen Forscher mitspielen will, muss ich da sein, wo diese sind und wo ich mich frei von administrativer Belastung auf meine Forschung konzentrieren kann.“



INTERNATIONAL GEFRAGTE FORSCHER

Dirk Krüger



Sein Diplom machte der Volkswirt 1995 noch an der Universität Bielefeld. Danach wechselte er aber in die USA. 1999 promovierte der heute 36-Jährige in Minnesota beim späteren Ökonomie-Nobelpreisträger Edward Prescott. Danach arbeitete Krüger als Assistenz-Professor an den Universitäten Stanford und Pennsylvania. 2004 nahm der Experte für Makroökonomie eine C4-Professur in Frankfurt an. Anfang 2007 geht Krüger, der mit einer Italienerin verheiratet ist, zurück nach Pennsylvania.

Felix Kübler



Der 36-jährige Forscher studierte VWL zunächst in Bonn, wo er 1994 sein Diplom ablegte. Seine Doktorarbeit schrieb Kübler an der Yale University in den USA, danach war er fünf Jahre Assistenzprofessor in Stanford. Im Jahr 2004 übernahm Kübler den Lehrstuhl für Wirtschaftstheorie in Mannheim. Kübler hat sich auf allgemeine Gleichgewichtsmodelle spezialisiert. Ab September 2006 ist er in Mannheim für ein Jahr beurlaubt und forscht an der University of Pennsylvania - und entscheidet dann, ob er dauerhaft dort bleibt.

Für Kübler waren ähnliche Gründe ausschlaggebend, der Universität Mannheim wieder den Rücken zu kehren. „Der deutschen Volkswirtschaftslehre fehlt auf den meisten Fachgebieten die kritische Masse, um international konkurrenzfähig zu sein“, sagt er. Allerdings hält sich Kübler eine Hintertür offen - er

lässt sich von seiner deutschen Uni für ein Jahr beurlauben und entscheidet dann, ob er auf Dauer in den USA bleibt. „Ich möchte an sich lieber in Europa leben, aber das Angebot aus den USA ist sehr attraktiv.“ Die Chancen, dass er nach einem Jahr nach Mannheim zurückkehrt, schätzt er auf „40 bis 50 Prozent“.

Krüger und Kübler gehörten zu den wenigen Volkswirten, die nach längerem US-Aufenthalt Deutschland eine zweite Chance gegeben hatten. Beobachter werteten ihre Bereitschaft, den Ruf einer deutschen Uni anzunehmen, als Beleg für die steigende Attraktivität der heimischen Hochschulen. Tatsächlich aber hat

sich die Abwanderung von Nachwuchswissenschaftlern ins Ausland nach Einschätzung von Fachleuten verschärft - paradoxerweise auch deshalb, weil sich das Niveau der Ausbildung zumindest an einigen deutschen Unis verbessert hat. Dies führt dazu, dass gute Absolventen heute das Rüstzeug haben, um in die besten internationalen Doktorandenprogramme aufgenommen zu werden. „In den achtziger Jahren haben wir für das Bonner Doktoranden-Programm problemlos hervorragende Leute bekommen. Heute gehen viele der Besten zur Promotion in die USA und bleiben nach der Promotion dort“, sagt Hellwig. „Die dortigen Universitäten bieten ehrgeizigen jungen Forschern ein wesentlich besseres Umfeld als deutsche.“

Ein entscheidender Wettbewerbsnachteil deutscher Hochschulen ist die große und unflexible Lehrbelastung für Professoren. Pro Woche muss ein deutscher Wissenschaftler acht bis neun Stunden im Hörsaal stehen - in den USA dagegen höchstens halb so lange. Zudem zwingen althergebrachtes Lehrstuhlprinzip und akademische Selbstverwaltung in Deutschland die Wissenschaftler, viel Zeit für administrative Dinge zu opfern. „Ich bin seit sechs Jahren wieder hier, staune aber noch täglich über die Absurditäten unseres Hochschulwesens“, berichtet Uhlig, der bis 2000 in Amerika und Schweden arbeitete und in Deutschland einen „Kulturschock“ erlebte. „Hier bleibt man als Forscher mit seinen Rädern schnell im Sand stecken.“

US-Professoren verdienen besser

Auch finanziell sind die USA oft lukrativer: „In den Wirtschaftswissenschaften liegt das Grundgehalt eines deutschen Lehrstuhlinhabers deutlich unter dem eines amerikanischen Assistenz-Professors“, sagt Hellwig. „Über das Grundgehalt hinausgehende Leistungszulagen in den erforderlichen Größenordnungen können oder wollen sich die deutschen Universitäten zumeist nicht leisten.“

Ohne einen grundlegenden Umbau des Hochschulwesens können die heimischen Fakultäten den Wettbewerb um die klügsten Köpfe nicht gewinnen. Der Kölner Spieltheoretiker und Experimentalökonom Axel Ockenfels fordert „eine stärkere Arbeitsteilung und Professionalisierung von Forschung, Lehre und Verwaltung, wie es in anderen Ländern üblich ist“. Ockenfels selbst lehnte allerdings mehrere Angebote von US-Hochschulen ab. „Ich fühle mich in Deutschland zu Hause.“ Zudem bietet ihm Köln ein sehr gutes Forschungsumfeld, und die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstütze seine Arbeit „großzügig“.

Auch der Berliner Makroökonom Uhlig hat sich bei Abwerbewersuchen bislang stets zum Bleiben entschieden. Er lehnte unter anderem einen Ruf der University of Pennsylvania und der London School of Economics ab - hauptsächlich aus privaten Gründen. „Ich war nah daran zu gehen, aber ich lebe mit meiner Familie einfach zu gern in Berlin.“

Illustration: Lutz Widmann, Foto: PR (2), (3)